

Wieviel Meinung verträgt die Reportage?

„Eine Tatsachennähe, die nicht zur Meinung schrumpft, sondern zur Erfahrung wird“ (Martin Walser)

„Ein Stück Wirklichkeit, gespiegelt durch ein Temperament“ (Emile Zola)

CANIS JOURNALISTICUS

Das habe
ich doch schon mal
gehört....



Der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788-1860)

Reporter
sind wie Hunde
-- wann immer sich
etwas bewegt,
bellen sie.



YIP YIP
YIP



Der norwegische Autor Henrik Ibsen (1828-1906)

Tierversuche sind
unentschuldigbar. Lasst die
Forscher stattdessen an
Journalisten und Politikern
herumexperimentieren.



Der irische Poet William Butler Yeats (1865-1939)

Ich hasse Reporter.
Sie werden von einer
lächerlichen, höhnischen Leere
ausgefüllt. Sie haben alle
"Den Großen Verzicht"
geleistet, wie Dante ihn
beschrieb.

Sie sind
die hohlst
Menschen auf
dem Rücken der
Erde.



Der amerikanische Schachgroßmeister Bobby
Fischer (1943-2008)

Ist es eigentlich
verboten, Reporter zu
töten?



Warum es leugnen. In unserem Job können wir schon sehr ..



...hohl...



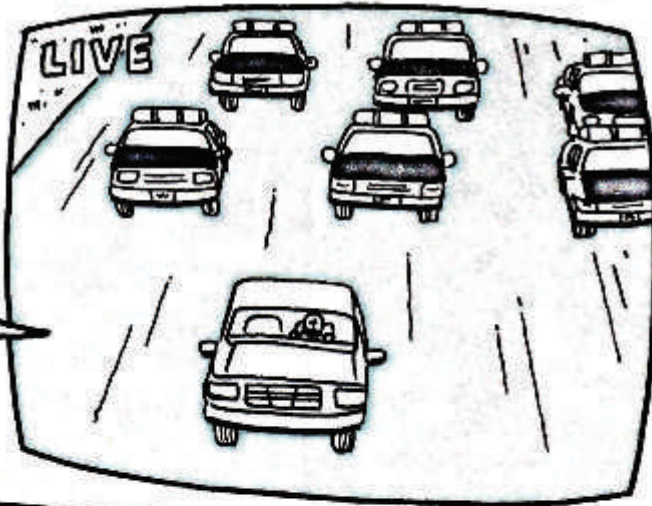
Nach der Pause... werden sie etwas ungeheuerliches sehen...



...trivial und hysterisch sein...



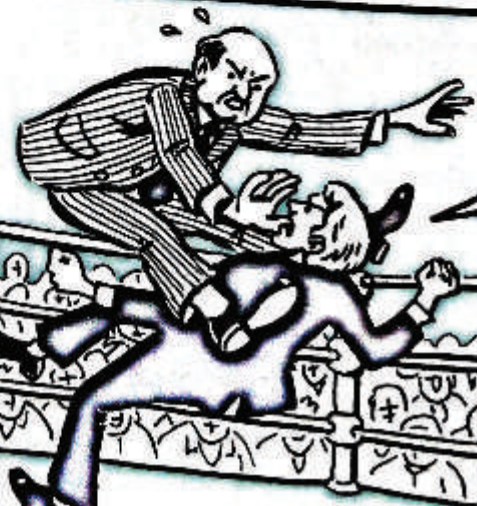
...und wieder sind wir live auf Sendung von der heutigen Verfolgungsjagd der Polizei...



...und wir bellen machmal wie Hunde alles an, was sich bewegt.



Es gibt einen langen Streit darüber, ob die Medien den Menschen geben sollen, was sie wollen oder was sie für ihre Entscheidungen brauchen.



ELITÄRER LUMP!

ALTER ZAUDERER

In diesem Streit wird so getan, als ob die Medienmacher wüssten, was die Menschen wollen oder brauchen. Und als ob es eine einheitliche



7.07 Uhr. Berlin. Kanzleramt

Dienstbeginn in der Regierungszentrale. [Angela Merkel](#) auf dem Weg zur Arbeit. Begleitet von ihren Leibwächtern. Macht macht einsam.

Noch schafft sie es



Am Bundeskanzleramt: Angela Merkel auf dem Weg zur Arbeit.

Quelle: Die Welt

Die Kanzlerin der Bundesrepublik Deutschland geht ihren Weg. Unbeirrt. Ohne zu stürzen. Noch schafft sie es.

7.29 Uhr. Erfurt. Thüringen

Herbstnebel wabert um den Dom der thüringischen Landeshauptstadt. Sie wirbt damit, die Mitte Deutschlands zu sein. Geografisch. Polizisten bereiten sich auf die schon fast regelmäßige Mittwochskundgebung der [AfD](#) vor. AfD heißt Alternative für Deutschland. Bühnentechnik wird für den Abend herangekarrt. Marktplätze sind Orte, an denen sich der politische Puls der Bürger ertasten lässt.

nicht schreiben?

Es ist wieder Montag, Pegida trifft sich heute vor der Frauenkirche. 3000 Leute kommen, vielleicht 4000. Preuß beredet mit Pegida-Star Tatjana Festerling, wann er das nächste Mal zum Volk spricht. Nach der Kundgebung trifft er sich mit ein paar Pegida-Gängern in einer Neustädter Kneipe: ein pensionierter Ingenieur, der Leiter eines Reisebüros, ein Mann, der eine Wohnungsvermittlung betreibt, ein Antiquar und ein westdeutscher Politologe, der zurzeit in Budapest lebt. Sie reden über Struktur und Ursprünge von Pegida wie über eine Gesellschaftsformation. Einer sagt, das Elbehochwasser habe sie zusammengeführt. Die Flut habe ihnen Selbstbewusstsein zurückgegeben und Identität. Am Ende sagt der pensionierte Ingenieur, dass seine Tochter ihn nicht mehr besuche, seit sie weiß, dass er zu Pegida geht. Das sei bedauerlich, weil er seine Enkelkinder nicht mehr sehen könne. Aber was soll er machen. Es klingt, als zöge er in einen „heiligen Krieg“.

↓
In einem Café in der Fußgängerzone redet Preuß noch eine Stunde weiter. Ununterbrochen. Über Kommunisten, Kapitalisten, Trump, Merkel, Kohl, die Schönheit Sachsens und die Arschlöcher, die ihm das Sommermärchen schlechtmachen wollen, weil sie Deutschland nicht lieben können; über Dynamo, Putin, Muslime, ein ehemaliges Hotel in Laubegast, das in ein Flüchtlingsheim verwandelt wird, Francis Ford Coppola, seine Fußballkarriere und die seines Sohnes, über eine Nahtoderfahrung, die er in Australien hatte, über die Nacht des Mauerfalls und einen armenischen Juden, den er auf einem FDP-Parteitag getroffen zu haben glaubt, obwohl ihn sonst niemand sah.

→
Irgendwann kann ich nicht mehr mit-schreiben. Ich sitze einfach da und habe das Gefühl, in den Bewusstseinsstrom von Pegida zu schauen, während es draußen langsam dunkel wird. Kurz vor Dresden wird „The Preuss of Germany“ auf seinem kleinen Moped von der Nacht verschluckt.

Torsten Preuß ist ein Heimatvertriebe-ner, der eigentlich nie eine Heimat hatte, sondern immer nur Sehnsucht und Wut. Das macht sein Schicksal so tragisch, be-rührend und gefährlich.

Am Dresdner Bürgerdialog im Mai neh-me er nicht mehr teil, weil er Angst habe, die Kontrolle zu verlieren, sagt er. Er müs-se jetzt den nächsten Schritt gehen.

Zu Hause wartet sein Vater. Er guckt mit Katrin „Let's Dance“ auf RTL. Der Mann ist 82 Jahre alt, aber fit. Morgen will er an einem Zehn-Kilometer-Lauf durch die Dresdner Innenstadt teilnehmen.

Der Vater war operativer Offizier der DDR-Sicherheitskräfte, sagt er. Oberstleut-nant zuletzt. Er ist mit Hans Modrow be-freundet, der in der DDR Vorsitzender des Ministerrats gewesen ist, und hat Putin, als der noch für den KGB arbeitete, zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution einen Bildband von Dresden geschenkt. Nach der Wende hat er bei einer Berliner Sicherheits-firma gearbeitet. Er hat seine biografischen Brüche offenbar besser verarbeitet als sein Sohn. Er lief und reiste und kümmerte sich um die Fußballkarriere der Enkel. Er war in 29 Ländern. Dabei hat er festgestellt: Deutschland hat das beste Sozialsystem. Das dürfe man nicht aufweichen.

„Die Ausländer müssen bei uns Ver-pflichtungen übernehmen“, sagt der alte Preuß.

Sein Sohn nickt. Am Sonnabend gehen sie zu Dynamo, am Montag zu Pegida. Nach all den Jahren haben sie gemeinsame Interessen gefunden. Fußball und Deutsch-land. Torsten Preuß' Autobiografie ist dick, aber sein Vater taucht so gut wie nicht auf. Preuß ist einmal um die Welt gereist, hat alle Kontinente besucht, und im Ziel sitzt der Mann, vor dem er wegrannte.

„Ich finde es gut, dass Torsten sich enga-giert“, sagt der Vater. „Wichtig ist immer mit welcher Zielstellung.“

Torsten Preuß lacht, als verstehe er die Ironie der Geschichte. ■

Was wird aus dem Rechtsstaat?

Auch dafür gibt es Applaus. Dann sagt Frau Petry, Merkel und die Regierung würden „die Rechtsordnung ganz offiziell mit Füßen treten“ – und der Applaus wird noch deutlich lauter. Frau Petry betont, sie hätte zusammen Merkel mit Kollegen als „Schlepperin“ angezeigt. Großer Jubel. Doch die Staatsanwaltschaft werde das nicht weiter verfolgen:

Die Staatsanwaltschaft sieht nämlich keinen Anhaltspunkt für Ermittlungen.

Wütende Buh-Rufe unter den Gästen. Andere schreien verächtlich „Pfui!“. Viele schütteln verständnislos den Kopf und sagen Dinge wie: „Was ist bloß aus unserem Rechtsstaat geworden?“.

„Nationaler Schuldkomplex“

Ein Land müsse sich seine Zuwanderer aussuchen dürfen, nicht die Zuwanderer das Land, sagt Frau Petry und wird bejubelt. In anderen Ländern sei das ja auch Gang und Gäbe, funktioniere unproblematisch und habe nicht das Geringste mit Rassismus zu tun:

Wir müssen endlich aufhören, deutsche Politik, egal, worum es geht, immer wieder mit einem nationalen Schuldkomplex zu erklären.

3

Diesmal brandet der Applaus gewaltig auf – mit Abstand der lauteste des Abends. Es dauert eine Weile, bevor Frau Petry weitersprechen kann. Man müsse Artikel 16a des Grundgesetzes entweder „ändern, aussetzen oder abschaffen“, sagt sie dann. Das heiße aber nicht, dass man generell überhaupt kein Asyl mehr gewähren wolle – es gebe aber keine Notwendigkeit, das über das Grundgesetz zu regeln, und man brauche dringend klarere Festsetzungen:

Als Frau Petry anfängt zu reden, ist die Sorge im Saal für ein paar Momente verschwunden. In vielen Blicken glänzt flammende Verehrung. Frau Petry sagt, hier dürfe jeder ehrlich sein – sie suche einen offenen Dialog.

Wir haben in Deutschland inzwischen ein Meinungsklima, bei dem sich leider viele nicht mehr trauen, zu sagen, was sie wirklich denken.

Euphorische Zustimmung für diese Worte. Viele rufen Sachen wie „Genau so sieht es doch aus!“ oder „Egal, was man über die Ausländer sagt, man wird sofort in die rechte Ecke gestellt“. Frau Petry trifft ganz offensichtlich einen Nerv: Sie will die Menschen aussprechen lassen, ohne ihre Ansichten zu verurteilen – auch wenn einige Äußerungen in der anschließenden Diskussion mindestens grenzwertig sind, schreit sie nicht e

Meinungen aushalten

Es dürfe keine Denkverbote geben, sagt sie. Auch dafür erntet sie tosenden Beifall. Ein „links-rechts-Schubladendenken“ behindere aktuell die gemeinsame Suche nach vernünftigen Lösungen. Viel zu oft stillis

Am Ende der schwarz-rot-goldenen Wochen des Willkommens stand ein Bundesinnenminister vor einem Mikrofon, klein, gebückt, kleinlaut, und sagte, wir machen die Grenze dicht. „Die große Hilfsbereitschaft, die Deutschland in den letzten Wochen gezeigt hat“, sagte der Minister, „insbesondere mit den vielen Tausenden ehrenamtlichen Mitarbeitern, diese Hilfsbereitschaft darf nicht überstrapaziert werden.“ Fragen waren nicht erlaubt.

Sie ist vor zwei Stunden gekommen, hat sich am Eingang gemeldet, ihren Namen auf das Klebeband geschrieben und sich in der Herrenoberbekleidung eingereiht. In der Halle, größer als ein Fußballfeld, stapeln sich Tausende Kartons, zwischen ihnen ein paar Hundert Helfer, eine Ordnung ist nicht zu erkennen, aber es muss

Im Artikel 1 des Grundgesetzes heißt es nicht „Die Würde des Deutschen ist unantastbar“.

eine geben. Denn links an der Wand steht: „Ausgabestelle“, dort können sich die Flüchtlinge aus der Nebenhalle eindecken und einkleiden.

Einige Helfer sind seit vier Wochen dabei, und sie haben erlebt, dass sich ihr Status in der veröffentlichten Meinung dreimal gedreht hat. Zunächst halfen sie still und leise, dann wurden sie zu den neuen Musterdeutschen des Mitgefühls, ermutigt von Anja Reschkes „Tagesthemen“-Kommentar und Til Schweigers Aufschrei. Und nun sieht mancher Journalist, Blogger und Facebook-Kommentator auch in ihnen den Grund dafür, dass zu viele Fremde dem Lockruf ins Altkleiderparadies gefolgt seien. Seit Botho Strauß den „Fanatismus des Guten“ zur Gefahr für das Abendland erklärt hat, ziehen seine Nachbeter immer wieder in den lächerlichen Kampf gegen das Gutmenschentum.

Darum gilt das Spenden von Altkleidern in bestimmten Kreisen schon als Beweis für ein romantisches Verhältnis zum Asylbewerber. Wer nur Mitleid empfinde, habe keinen Verstand, so hieß es schnell bei

Leuten, denen es an Mitgefühl mangelt, und so war ich voller Mitleid zu den Hamburger Messehallen gefahren. Mein Ver-

Zwei Tage nach meiner Kleiderspende, bin ich wiedergekommen, angezogen von diesem Chaos der Menschlichkeit. Ich hefte meinen Namen auf die Brust und ordne mich selbst der Herrenoberbekleidung zu. Aus mächtigen Kisten – vor der Halle einsortiert, weil es inzwischen in der Halle zu eng geworden ist – hebe ich immer neue Hemden, T-Shirts, Polohemden ihrer neuen Verwendung entgegen. Um mich herum sind fast nur Frauen, einige um die vierzig, die meisten zwischen zwanzig und dreißig. Sie kritisieren, wie nachlässig ich die Kleiderspenden prüfe, die dreckigen kommen auf den Wäschehaufen, die lumpigen auf den Müllhaufen. Sie wollen, dass ich die Hemden so ordentlich zusammenlege, wie es Verkäuferinnen beim Herrenausstatter machen, und tatsächlich habe ich das Gefühl, von Fachkräften umgeben zu sein.

Ein bisschen Kirchentag, ein bisschen Mutbürger, ein bisschen Antifa – die Freiwilligen um mich herum treibt der Wille, es sich, rechten Hasspredigern und der Welt zu zeigen. Die Flüchtlinge mobilisieren viele Deutsche, weil sie sie dazu bringen, ihr Menschenbild und ihren Blick auf die Welt zu schärfen: Plötzlich stehen die Fußtruppen der Weltkonflikte auf deutschen Bahnhöfen, die Menschen vom Balkan, die Afghanen, die Iraker, die Syrer; die Kollateralopfer westlicher Interventionen suchen Schutz bei denen, die im Namen der Freiheit und des Wohlstands die Welt neu ordnen wollten.

Ich bin nicht einverstanden, wenn Graham Greene in seinem berühmten Werk „The quiet American“ den in Vietnam stationierten US-Reporter Fowler aussagen läßt: „Gott existiert nur für die Leitartikler“ oder „Ich könnte kein Reporter mehr sein, ich würde Meinungen haben müssen.“ Diese Exklusivität, entweder Fakten-Reportage oder Meinungsjournalismus, akzeptiere ich nicht. Sie widerspricht meinem Selbstverständnis. Zu Recht mag Graham Greene's Reporter gegen billige Ideologieglaubigkeit und doktrinaire Parteilichkeit anrennen. Er geht jedoch in die Irre, wenn er darauf beharrt: „Ich will nicht Anteil nehmen.“ John Le Carré erklärt zu seinem Thriller, der in den Kulissen des palästinensisch-israelischen Konflikts spielt und in dem eine englische Schauspieler-Agentin sich als „The little Drummer Girl“ von einem Sympathie-Ufer ans Gegenüber geworfen sieht, er sei im Zeichen eines „Gleichgewichts von Mitgefühl“ („balance of compassion“) entstanden. Das scheint mir eine exzellente Formulierung, in der ich mich und das, worum es mir geht, wiedererkenne.

Der Reporter soll sich nicht verleugnen. Aber das „Gleichgewicht von Mitgefühl“ soll sein Maßstab sein. Ich will mir die Möglichkeit nicht verbauen, den israelischen Freiheitskampf gegen Engländer und Araber zu würdigen und in seiner Geschichtlichkeit zu verstehen. Mitsamt den Wurzeln blutigen israelischen Terrors von damals, begangen durch israelische Spitzenpolitiker von heute. Dieselbe Freiheit des Verstehens und Respektierens beanspruche ich auch für den palästinensischen Freiheitskampf und den PLO-Terror. Das lasse ich mir durch keine intolerante Israel-Lobby oder mit Mitgefühl geizende jüdische Propaganda ausreden. Nur die einen als Helden und Staatsmänner, nur die anderen als Terroristen und Mörder einzustufen, wäre nicht nur unfair und unwirklich, sondern auch unmenschlich. Ein unverzeihlicher Verstoß gegen das Grundgebot von Gleichgewichtung des Mitgefühls, das mir als Kompaßnadel dient.

Ich definiere mich als parteilos. Jeder Anspruch auf Wahrheitsbesitz ist mir fremd. Ich bin kein Ideologe, kein Kreuzritter, kein Linientreuer, kein Scheuklappenträger. Vorgegebenem mißtraue ich instinktiv. Stetiges ist mir suspekt. Dauernd gerate ich zwischen die Fronten, immer wieder finde ich mich zwischen Stuhl und Bänken.

Das heißt nicht: wertfreier Journalismus. Das bedeutet nicht: Freibrief für Gedanken – oder, was noch schlimmer wäre: Gefühlslosigkeit. Auch der Reporter kann und darf sich nicht absondern. Seine Pflicht des Mitdenkens, Mitfühlens, existenziellen Engagements bleibt gegenwärtig. Sonst wird es unmöglich, den Lesern jene aufs Humanum gerichtete Orientierungs- und Einordnungshilfe zu leisten, die diese zu Recht fordern.

denen Fleisch verkauft wurde.

Es war in diesen Verkaufsbuden, daß zwei Personen beim Einkauf von Fleisch tot zu Boden fielen und damit Anlaß für das Gerücht gaben, daß alles Fleisch infiziert sei. Obwohl dies den Leuten einen Schrecken eingejagt haben mochte und das Marktgeschäft für zwei oder drei Tage verdarb, so stellte sich doch hinterher ganz klar heraus, daß an dem Gerüchte kein wahres Wort war. Aber wer kann etwas dafür, wenn ihn die Furcht so ergriffen hat, daß sein Geist ganz davon besessen ist!

Es gefiel jedoch Gott, das Winterwetter anhalten zu lassen und die Gesundheit der Stadt so weit wiederherzustellen, daß wir vom folgenden Februar an die Pest als vollends überstanden betrachteten, und dann ließen wir uns nicht leicht mehr in Furcht versetzen.

Es war nun noch eine Frage unter den Gelehrten, und den Leuten bereitete es anfangs ein wenig Kopfzerbrechen, nämlich wie man die Häuser, wo die Pest gewesen war, und ihr Inventar desinfizieren sollte und wie man wieder bewohnbar machen sollte, was während der Pest leergestanden hatte. Eine Vielfalt von Zerstäubungsmitteln und anderen Präparaten wurde von den Ärzten verschrieben, der eine empfahl dies, der andere jenes, und wenn die Leute darauf hörten, dann stürzten sie sich in große und, meiner Meinung nach, freilich unnötige Kosten, und die ärmeren Leute, die einfach Tag und Nacht ihre Fenster offenstehen ließen und Schwefel, Pech, Schießpulver oder dergleichen in ihren Stuben abbrannten, erreichten den gleichen Zweck; freilich die Leute, die, wie ich oben schilderte, so übereilt und unvorsichtig heimgekommen waren, fanden ihre Häuser und ihre Einrichtung keineswegs unbewohnbar, und sie taten kaum etwas daran.

Jedoch wer klug und bedachtsam war, der ergriff im allge-

Als wir aufs Oberdeck kamen, fanden wir nur sehr wenige Leute dort, und keiner schien im mindesten besorgt. Wir blieben eine Weile und plauderten. Mr. und Mrs. John Jacob Astor und Mr. und Mrs. G. A. Harder zählten zu denen, die dort beisammenstanden. Ich ging noch einmal nach unten, um uns Decken zu holen, gerade als Mr. Astor sich anschickte, zum Kapitän auf die Brücke zu gehen. Bei meiner Rückkehr erfuhr ich, daß der Kapitän ihm empfohlen hatte, sich Schwimmwesten zu besorgen und sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Kurz darauf wurde dann offiziell Kommando zum Anlegen der Westen gegeben, und Matrosen besetzten die Rettungsboote.

Es waren nicht mehr als fünfzig Leute auf unserer Deckseite, als unser Boot gefiert wurde. Nur achtundzwanzig waren eingestiegen, als es zu Wasser ging, obwohl so ein Boot vierzig Personen faßt. Zwölf waren Männer.

Die Mannschaft drängte uns, in die Boote zu gehen, doch keiner hatte es eilig. Alle waren überzeugt, daß keine Gefahr bestand, und die allgemeine Ansicht war, daß die, die sich jetzt in Sicherheit brachten, sich später zum Gespött machen würden und nur die Arbeit hätten, in ein paar Stunden wieder zurück zum Schiff zu rudern.

Alle ließen sich Zeit. Das Vertrauen in die Unsinkbarkeit war so groß, daß die meisten sich bis zum letzten Moment in Sicherheit wähnten. Einer der Stewards erzählte später, er habe bei einer Frau immer wieder an die Kabinentür geklopft, und sie habe sich geweigert herauszukommen. Am Ende habe er versucht, sie herauszuzerren, aber sie wehrte sich, und so gab er am Ende auf, und man muß annehmen, daß sie mit ihrem Dusch...

Der Filmheld Rambo tötet in neunzig Kinominuten 43 vietnamesische Soldaten. Der Lieutenant William Calley Jr. ermordete in neunzig Minuten 102 vietnamesische Bauern. Warum gibt es über Calley noch keinen Film?

DAS JUWELIERGESCHÄFT »V. V. Vick« liegt in einem großen Einkaufszentrum von Columbus, Georgia. Die schwere Glastür läßt sich leicht öffnen. Aus dem Hintergrund des weitläufigen Ladens kommt eine junge Verkäuferin auf mich zu. »Kann ich Ihnen helfen?« »Ich suche William Calley ...«

»Ja, bitte, dort der Herr, der ist Mr. Calley.« Sie zeigt auf einen Mann in einem grauen Anzug mit Weste, der hinter einer Schmuckvitrine sitzt. Er hat meine Frage hinter sich. Während ich auf ihn zugehe,

Am Abend vorher hatte ich im Kino-Center von Columbus mit einer Gruppe von GIs gesprochen. Auch ihnen sagte der Name Calley nichts. Vietnam sei eine Tragödie gewesen, womit sie aber nicht den Krieg meinten, sondern seinen Ausgang.

Sie hatten gerade den Film »Iron Eagle« gesehen: Der Sohn eines in Vietnam mehrfach ausgezeichneten Kampffliegers stiehlt eine F-16, um damit seinen inzwischen »irgendwo in Nordafrika« in Gefangenschaft geratenen Vater aus den Klauen eines unberechenbaren Diktators freizubomben. Laut johlend hatte das GI-Heer im Kino jeden Treffer gefeiert. Im Vorprogramm lief die Ankündigung des Films »Top Gun«: Der Sohn eines in Vietnam verschollenen Fliegerhelden schießt sich zum Topflieger hoch und holt im Finale mehrere sowjetische MIGs vom Himmel – trampelnder Beifall.

Zehn Jahre nach seinem Ende verwandelt sich der Vietnamkrieg auf der Leinwand in einen Krieg voller Heldentaten, der nur deswegen nicht gewonnen wurde, weil die Männer mit den nackten Oberkörpern nicht so bomben und töten durften, wie sie wollten; nun soll zumindest in Breitwand das *unfinished business* zu Ende gebracht werden, in Vietnam, Libyen und überall sonst, wo diese *gooks* und *dinks* hausen.

»Ich fühle mich diesen Leuten überlegen. Ich bin der Amerikaner von der anderen Seite des Ozeans. Ich kann es diesen Leuten zeigen.« (Calley)

Einer der Soldaten im Kino trägt ein T-Shirt mit dem Aufdruck: *Join the Army, travel to distant countries, meet interesting people – and kill them.*

Der CBS-Chefkommentator prophezeite 1971: »Der

und obendrein in seiner Rolle als Oberbefehlshaber der Streitkräfte »nach eigenem Ermessen« in das militärische Berufungsverfahren eingreifen.

Fünf Monate nach Calleys Verurteilung zu lebenslanger Haft reduzierte die Army seine Strafe auf zwanzig Jahre Arrest. Nixons Heeresminister Callaway kürzte noch einmal, auf zehn Jahre, und entließ Calley nach Verbüßung von dreieinhalb Jahren endgültig aus dem Militärgefängnis. Der Lieutenant habe während des Massakers geglaubt, »in Übereinstimmung mit den Befehlen zu handeln, die er erhalten habe«, erklärte der Minister, außerdem sei er »nur einer von vielen, die in diese Affäre verstrickt sind«. Da es keine Anzeichen dafür gebe, daß Calley eine Gefahr für irgend jemanden sei, könne man ihn freilassen.

Der Massenmörder verließ das Gefängnis als gemachter Mann. In Columbus war seine Popularität am größten, und so blieb Calley dort, wo sein Leben diese glückliche Wendung genommen hatte. In der Nähe von Fort Benning, dort, wo er vom Durchschnittsamerikaner zum Lieutenant ausgebildet worden war und wo er des mehrfachen Mordes an »menschlich-orientalischen Wesen« für schuldig befunden wurde, kaufte er sich von dem Geld, das er für Interviews bekommen hatte, ein Haus. Der berühmteste Bürger von Columbus blieb nicht lange allein. Sein Leben lang hatte Calley kein Glück bei den Frauen gehabt, nun interessierte sich die Tochter des Juweliers Vick für den tapferen Soldaten. Er heiratete sie – und den Laden ihres Vaters. Rambo war Juwelier geworden. »Verfolgt haben mich die Toten von My Lai nie«, sagte er damals.

Die heiße Luft schmeckt nach Staub und Verwesung, aber JP redet von Naturdärmen, Schinken und Kasseler, als laufe er durch eine virtuelle, heile Welt. Er sucht seinen Räucherofen. Er war schwer wie eine Lokomotive, sagt JP. 400 Kilogramm mindestens, in nullachter Stahl gewandet, so was verschwindet doch nicht einfach. JP folgt den Trümmern seines Restaurants die kleine verwüstete Geschäftsstraße hinunter, wobei er kurz in den Laden seines Nachbarn Heinz Oswald schaut, den sie sieben Tage nach der Flut unter einem Geröllhaufen fanden, so zerschunden, dass man nicht mal mehr die Tätowierungen erkennen konnte. Und Heinz hatte große Tätowierungen, sagt JP. Am Ende der Straße, 200 Meter von seiner Kneipe entfernt, findet er in der Rui-

ne eines Reisebüros ein farbiges Betonstück aus seiner Bar.

„Beton“, sagt JP.

„Wasser hat Kraft. Dit darf man nicht untaschätzen“, sagt Mister Blue, der neben ihm steht, eine Flasche Singha Bier in der Hand, die er vor zwei Minuten aus einem Schuttberg gezogen hat. Die Flasche ist halb leer. Es ist mittags, um die 30 Grad warm, und es ist nicht sein erstes Bier heute. Bier hat Blue gewissermaßen das Leben gerettet. Am Morgen, als die Welle kam, wollte ihn sein Kumpel Matten überreden, runter zum Frühstück in den Ort zu gehen, aber Mister Blue sagte: „Bier is ooch Frühstück“, riss sich ein Heineken auf und

blieb auf der Terrasse seines kleinen Bungalows am Berg. Deshalb lebt er noch, sagt er.

JP läuft zurück zur Ruine seines Hauses, um die paar Dinge zusammenzusuchen, die es lohnt, von der Insel mitzunehmen. Zweieinhalb Wochen nach dem Unglück

ist er noch einmal nach Phi Phi Island zurückgekehrt, um sich von seinem Traum zu verabschieden.

Es könnte sein, dass der Massentourismus auf Ko Phi Phi an dem Tag begann, an dem Jens Peter Marsch auf die Trauminsel in der Andamanensee setzte. Eine kleine Insel mit zwei grünen Felsen, die durch einen schmalen, mit hohen Palmen bestanden Streifen weißen Sandes verbunden sind. Etwa 200 Leute lebten damals auf Phi Phi. Das ist etwa 15 Jahre her. Marsch war knapp 30, ein Koch aus Darmstadt, den sein Job bei der Lufthansa-Versorgungsgesellschaft in Frankfurt langweilte und dem das Wetter in Deutschland nicht mehr gefiel. Phi Phi schien das Gegenteil von Deutschland zu sein. Alles

JP steht unentschlossen vor seinem wackeligen Holzhaus, neben ihm liegt das Fatty's-Schild, er hebt eine halb leere Flasche Amaretto auf, dreht den Verschluss auf, riecht, dann stellt er die Flasche wieder vorsichtig ab. Seltsam, dass es der Likör überstanden hat, nicht aber der Ofen. JP zeigt den Platz, auf dem der große Räucherofen stand. Die Welle hat das Haus seiner Nachbarn in den Biergarten gespült.

JP kämpfte seit Jahren einen Kleinkrieg gegen die muslimische Familie, der ein Teil des Grundstücks gehört. Die Familie erreichte vor zwei Jahren, dass der Zaun von Fatty's Biergarten ein Stück zurückgesetzt wurde. Man kann sich nur schwer vorstellen, was die Nachbarn empfanden, wenn JP seine Schweineteile in den Ofen hing. Er sagt, die Nachbarn haben seinem Geschäft geschadet, weil sie ihren Dreck auf den kleinen Weg kippten, der ihr Haus von seinem trennte.

„Das stank erbärmlich. Die haben gelebt wie die Tiere. So, als hätten sie noch nie irgendwas von Tourismus gehört. Na ja, jetzt

sind sie weg. Die hatten hohe Verluste, ein paar von ihnen lagen tot in unserem Gastraum“, sagt er. Man fragt sich, ob er noch immer unter Schock steht. Er schaut auf den Haufen aus Brettern und Wellblech, der von seinem Nachbarhaus übrig geblieben ist.

„Es gibt eine Überbevölkerung in dieser Religionsgruppe auf Phi Phi“, sagt JP. „Meine Beschwerden beim Bürgermeister haben nicht viel gebracht, weil der ja über

drei Ecken mit denen verwandt ist. Wie alle hier.“

ge hinweg sich zu verständigen suchen.

Zwischen diesen Polen aus weichen und outrierten Tönen, feierlicher Eleganz und abseitigen Entwürfen, die im Glücksfall mit einer begeisterten Empörung rechnen dürfen, entfaltet sich die Kunst der Mannequins. Wenn sie als Herrin schreiten, hat es den Anschein, als ob eine Gasse sich vor ihnen bildet und eine Spezies plumper Gebrauchsmenschen sich rechts und links zur Seite drückt. Wenn sie als Herrin sich beeilen müssen, weil mit langen, schnellen Schritten eine Robe schöner weht, entsteht der Eindruck, sie müßten im Schloß ein vom Unwetter aufgestoßenes Fenster schließen. Und immer strahlen sie Verachtung für den Financier ihrer Kleider aus. Auch als Luder mit ausschlagenden Hüften zeigen sie einen unverhohlenen Stolz auf seinen Ruin. Mit einem somnambulen Lächeln tragen sie Schwangerschaften in Empirekleidern vor sich her, über dem hohen Leib die Hände gefaltet. Sie schneiden Fratzen im Spiegel einer Puderdose und verwandeln den langen Laufsteg in ein schläfriges Serail.

Als pantomimische Vollstreckerinnen bitten sie auch in einem lächerlichen Aufzug nie um Gnade. Sie setzen auf die Tugend des Geldes, da die Schönsten unter ihnen 7000 Mark pro Schau verdienen und bis zu viermal täglich laufen. Auf alles sind sie gestisch eingerichtet, auf Himmel, Hölle, Jüngsten Tag samt Gotteslästerung. Bei Thierry Mugler singt ein Kathedralenchor »Hosianna in excelsis«, dazu tragen die Mannequins abendlich gemeinte Fechtanzüge mit spitz zum Schritt verlaufendem Polsterschutz gegen den feindlichen Stich. Zu schlimmen Taten aufgelegt, drücken sie jeden Fin-

Jeder im Boot haßt den Hai. Dem Fischer, der inzwischen zu alt ist, um mit eigenem Kahn hinauszufahren, haben .Haie früher immer wieder die Netze zerrissen. Dem Londoner, der am Kai mit dem Porsche vorfuhr, stehlen sie die Zeit – er hat in dieser Woche sechs erfolglose Haijagden hinter sich. Den Iren fuchst, daß er ihnen vor einer englischen Küste nachstellen muß. beiden deutschen Touristen an Bord verfluchen den Hai, alle Fische, das ganze Meer, ihnen ist kotzübel – in den Jagdgründen tobt die See. Den Skipper schließlich treibt die klassische Haßliebe vorwärts. Er liebt den Hai, weil jeden Morgen Touristen auf sein Boot kommen und zehn Pfund pro Nase bezahlen. Er haßt den Hai, weil jeden Morgen Touristen auf sein Boot kommen.

Sein kleiner Kutter, eine „Nußschale“, wie man gemeinhin sagt, um die Übermacht der See zu betonen, tuckert

DER EWIGE GUIDO

Es ist schon dunkel geworden in Berlin, als unten auf der Straße ein silberner BMW hält. Aus dem Fond steigt ein Mann, der es eilig hat. Er trägt einen dunklen Anzug und einen dunklen Mantel, in der Hand hält er eine Aktentasche. Er verschwindet in einem Hauseingang.

Er braucht nicht lange, dann hat er sich verwandelt. Zehn Minuten später öffnet er seine Wohnungstür, er hat jetzt eine Strickjacke an, eine Cordhose und dicke Socken mit Gumminoppen. Er hat Tee gekocht. Kandiszucker steht auf dem Tisch. Auf einem Teller liegt klein geschnittener Kuchen, links Käsekuchen, rechts Schokokuchen. Im Kamin brennen drei Kerzen, „es ist noch nicht kalt genug für richtiges Holz“, sagt er, aber die Kerzen seien ja auch schön. Man fragt sich, wo der Mann im dunklen Anzug geblieben ist.

Guido Westerwelle setzt sich in einen Sessel, der vor dem Kamin steht, hinter ihm hängt ein Gemälde von Norbert Bisky. „Interessieren Sie sich für Kunst?“, fragt er. Er hebt sich aus dem Sessel und läuft durch seine Wohnung. Er hat ja Zeit. Er lässt sich von niemandem mehr drängen, sagt er. Im Flur bleibt er vor einem Gemälde von Tim Eitel stehen. Sein Fingernagel flitscht ein paarmal gegen den Rahmen. „Eitel“, sagt er, „ganz, ganz, ganz, ganz spektakulär. Leipziger Schule.“ Westerwelles Hände werden zu Fäusten, als er über Eitel redet.

Tim Eitel ist ein Künstler, der Bilder malt, auf denen Menschen im Museum Kunst betrachten. Auf dem Bild in Westerwelles Flur sieht man einen Museumsbesucher, der den Eindruck macht, als suche er Orientierung. In dem Museum, das Eitel gemalt hat, hängt klein in der Ecke ein Bild des Niederländers Piet Mondrian, aber der Besucher hat es noch nicht entdeckt.

„Wenn Sie jetzt einen Schritt nach rechts machen“, sagt Westerwelle – er macht einen Schritt nach rechts und steht in seinem Wohnzimmer –, „dann wissen Sie auch, warum ich dieses Bild gekauft habe.“ Er zeigt auf ein anderes Werk von Tim Eitel, man sieht darauf einen Museumsbesucher, der mit seinem Kopf genau vor einem Gemälde von Piet Mondrian steht. „Tja“, sagt Guido Westerwelle.

Es bleibt offen, was er damit ausdrücken will. Vielleicht, dass alles, was er macht, eine Logik hat, dass man alles erklären kann. Vielleicht auch, dass man manchmal Zeit braucht, bis man die Orientierung gefunden hat. Vielleicht auch gar nichts.

unre...
retten im Ausschnitt. Es ist, als wäre sie uns immer ein paar Stunden voraus,
gerade erst da gewesen. An diesem Tresen, in jener Kneipe.

Weitergezogen, wie sie es immer getan hat. Nirgends Stammgast. Überall
Inventar.

Als sich Strahli endlich meldet, Treffen bei Micha in der Küche, nehmen wir
all das mit, diesen Rucksack aus Gerüchten, mehr noch als am Anfang. Manfred
Krug, Opernsängerin, die Stasi. Am Tisch der Veteranen gibt es einiges zu be-
sprechen. Und Strahli, das sagte er am Telefon, hat noch eine Überraschung da-
bei, etwas ganz Besonderes. Wir sind gespannt.

Ein Samstag im Januar. Punkt 12, Stargarder Straße. Strahli ist bereits da,
mahlt Kaffee mit einer alten Kaffeemühle. Micha, Gastgeber, Künstler, der in
seinen weiten Kleidern, Kommunenoutfit, fast verlorengelassen, steht am Herd,
gießt Wasser in einen Edelstahltopf. Grüner Tee. Lächeln durch kreisrunde
Brillengläser. Schön, dass ihr da seid. Als das Wasser kocht, klingelt es. Tür
auf. Jetzt kommen auch die anderen. Paul und Ronny. Der eine, Paul, klein,
dunkelhäutig, Vater Südafrikaner. Der andere, Ronny, größer, Noch-immer-
Pferdeschwanzträger. Musiker auch sie, Künstler. Begrüßen sich mit dem ge-
zügelden Enthusiasmus alter Freundschaften. „Wir waren früher ein Kollektiv,
haben alle als Tresenleute im Schliemann-Café gearbeitet“, erklärt Strahli. Das
Schliemann-Café, eigentlich „Seifen und Kosmetik“, damals Schliemannstra-
ße 21, ist der Mittelpunkt ihrer Geschichte. „Der Hort allen Übels“, sagt Paul.
„Und da schlug Gitti eben manchmal auf.“ Schnörkellose Überleitung. „Als ich
sie dort zum ersten Mal gesehen habe, hieß sie schon Titten-Gitti. Und bald habe
ich auch herausgefunden, warum.“ Ja, ja, wenn's ans Zahlen ging, erstmal die
Titten auf den Tisch. Wissende, plötzlich auch verschämte Jungsblicke in er-
wachsen gewordenen Gesichtern. Sie rattert nun, die Rückblicksmaschine.

Micha steht auf, stellt ein Einweckglas auf den Tisch. Darin Kräuter zur Ver-
feinerung der immer wieder zu drehenden Zigaretten. Gehört dazu. Erinne-
rungsbeschleuniger. Doping für die Jahre.

Können wir also nun, alle versammelt, über die Wohnung sprechen? Wie hat
Gitti gelebt? Wollen wir nach der Visite im Keller doch ganz gerne wissen. Gitti
hat die vier damals, nach einer dieser Schliemannnächte, viel Alkohol, viel Ge-
schwafel, im Morgenrauen mit nach Hause genommen. „Wir waren zu müde

wenn jemand einen Tip hat, wo adendus was los ist, sind sie
schon zufrieden.

Der Ehrenbürger ist für sie kein greifbares Vorbild, seine Welt und ihre Welt sind längst zu weit voneinander entfernt. Er wirkt auf sie so stimulierend wie jemand, der sechs Richtige im Lotto geschafft hat: Schwein gehabt und raus aus der Scheiße. Er denkt darüber so: »Meine früheren Freunde sehen mich nicht mehr als Boris, nur noch als Wimbledon-Sieger. Sie schauen mich nur noch mit großen Augen an. Kannste vergessen, die Typen.«

Am späten Nachmittag dieses Sonntags wird Becker in Stuttgart zu »Europas Sportler des Jahres« gekürt. Vor der Ehrung soll er eine Pressekonferenz geben, in den Katakomben der Hanns-Martin-Schleyer-Halle. Etwa fünfzig Journalisten warten auf ihn, als er sich, begleitet vom Manager, vom Vater und vom Blitzlichtgewitter, zu den Mikrofonen durcharbeitet. Es nimmt Platz ein elegant gekleideter Herr, der äußerlich nicht mehr viel gemeinsam hat mit jenem jubelnden Jungen vom 7. Juli 1985. Das Gesicht ist kantiger, großflächiger und männlicher geworden, so, als habe der Körper erst nach dem vollbrachten Sieg Zeit gefunden, sich um die Pubertät zu kümmern. Die verlegenen Schweinsäuglein sind zu großen Kuhaugen geworden, die gelangweilt oder aggressiv die Fragesteller mustern.

»Hier in deiner Heimat brauchst du keine Angst zu haben, daß dir jemand etwas Böses tut«, sagt ein Funktionär zu Beginn der Pressekonferenz. »Du wirst auch weiterhin unser Boris sein, gell!?!« Es ist bestätigend gemeint, aber es klingt eher fragend, fast beschwörend. Artig bedankt sich der Auserwählte »bei den Medien und bei der Presse in der ganzen Welt und besonders in Eurobba, das mich zu Eurobbas Sportler des Jahres gewählt hat. Das war, glaub' ich, der höchste Preis, den ich bisher gewonnen habe.« Tut der Preis zu diesem Zeitpunkt besonders gut? »Der Preis, der tut immer sehr gut.« Haben Sie gestern den Auftritt von Bosch im Fernsehen gesehen? »Der Mann ist alt genug, um zu wissen, was er sagt.«

Die Beckersche Rhetorik wird zu Recht gerühmt. Dummerweise hat er sich jedoch rhetorische Vorbilder ausgesucht, die für seine weitere Laufbahn Schlimmes befürchten lassen.

Mit der Routine eines langjährigen ...

derer -
seine Karriere zu planen,
steht.«

Die Eltern sind im »Sheraton« eingetroffen. Sie möchten gern ihren Boris sehen und rufen ihn von der Lounge aus an. Er schickt seine Freundin Benedicte hinunter, die die Eltern mit »Ça va? How are you? Wie geht's?« begrüßt und auf deutsch zu erzählen versucht, was sie gestern mit Boris getrieben hat. Nach einer Viertelstunde erscheint er persönlich, auf dem Weg zum Training in einen merkwürdigen Mantel gehüllt. Kaum hat er seiner Mutter einen verwesenen Kuß auf die Wange gedrückt, scharren schon die ersten Autogrammträger mit den Stiften. Er flüchtet in den bereitstehenden Wagen. Die Eltern bleiben verloren zurück; Vater Becker zieht Autogrammkarten aus dem Jackett und verteilt sie, die Mutter stößt ihn böse an. Wahrscheinlich gibt es nichts Schlimmeres, als ein Idol zum Sohn zu haben, vom Terroristen einmal abgesehen.

Abends, als Boris, müde und gereizt wie ein Sechzigjähriger nach der Prostata-Operation, in die Lounge schlurft, um zum Match zu fahren, und ein besonders hartnäckiger Fan gleich mehrere Autogramme haben will, schlägt ihm Boris die Fotos aus der Hand und kreischt: »Sag doch gleich, daß du vier willst!« Der Junge erbleicht, wagt es nicht, die Bilder aufzuheben, und schaut seinem Star hilflos in die aufgerissenen Augen. Später, nach dem Spiel, wird der auf der Pressekonferenz sagen: »Wenn man in die Lounge kommt und die Leute herkommen und einen mögen, ist das ein gutes Gefühl. Ich hoffe, es bleibt so, auch dann noch, wenn ich nicht mehr Tennis spiele.«

Glaubt man Bosch, dann wird Becker schon bald am Ende sein. Er könne nur dann gut spielen, wenn es für ihn ausschließlich Tennis im Leben gebe. »Boris will Tennis und Privatleben trennen, er wird sehen, daß das nicht geht.«

Björn Borg, das Idol des Idols, hörte mit 26 Jahren auf, nicht weil der Körper nicht mehr wollte, sondern weil der Kopf nicht mehr konnte. Seine Nervenkraft war verbraucht: Jedes wichtige Tennis-

busig, blond. Sie steht verweint aus und sagt auch gleich, warum. Sie hat in der Post die Rechnung für ein Flugticket nach Los Angeles gefunden, das Gorton vor zwei Wochen einer ehemaligen Geliebten gekauft hat. Gorton rumpelt irgendwo unten im Haus herum. Vielleicht packt er seine Koffer.

Kiki Gorton ist in Tennessee groß geworden und nach Los Angeles gekommen, um Schauspielerin zu werden. Sie hat in einem Werbespot für die Footballmannschaft der Pittsburgh Steelers mitgemacht, in einer Country-Show und zwischen durch auch als politische Beraterin gearbeitet. Meist für kleine, lokale Kampagnen, sagt sie, aber einmal war sie mit dem Internationalen Republikanischen Institut in Osttimor, um die einheimische Bevölkerung über das amerikanische Wahlsystem zu informieren.

Im vorigen Jahr sah es so aus, als gewänne ihre Schauspielkarriere ein bisschen an Tempo. Arnold Schwarzenegger hatte ihr eine kleine Rolle in „Terminator 3“ besorgt. Leider wurde sie fast komplett rausgeschnitten, sie ist in einer Barszene noch kurz zu sehen, sagt aber nichts mehr.

„Mit mir und George, das sieht schlecht aus. Ich hab vorgestern ein Angebot bekommen, im Sommer für das Internationale Institut der Republikanischen Partei nach Usbekistan zu gehen. Ich soll denen da unten das amerikanische Parteiensystem erklären. Vielleicht mach ich das, oder ich geh in den Irak. Da hab ich auch ein Angebot. Nebenbei schau ich mich nach Rollen um, und ich dekoriere auch Häuser“,

sagt Kiki Gorton. Sie wirkt jetzt gefasster. Sie ist eine kräftige Frau. Man kann sich vorstellen, wie sie mit Khakihose in Usbekistan aus dem Flugzeug steigt und den Eingeborenen von zu Hause erzählt.

Irgendwann kommt Gorton frisch rasiert und ganz in Schwarz gekleidet ins Wohnzimmer. Er gibt Kiki einen Kuss, er hat eine kleine Reisetasche in der Hand. Sie bringt uns noch zur Tür, ihre Augen füllen

„Es gibt“, sagt Gorton, „nichts Sinnloseres als einen politischen Berater nach einer Wahl.“

sich wieder mit Tränen. Im Wagen sagt Gorton: „Das wird definitiv meine dritte Scheidung.“

Er holt sein Handy heraus, und während wir die Serpentina runter zum Meer fahren, schaut er auf das Display, um sofort telefonieren zu können, wenn es wieder ein Netz gibt.

Mit dem ersten Anruf warnt er seine vermeintliche Geliebte in Sacramento, mit dem zweiten richtet er sich bei seiner Bank eine neues Konto unter seinem Namen ein, auf das er die Hälfte der Gelder vom Familienkonto überweisen lässt.

„Falls meine Frau auf dumme Gedanken kommt“, sagt er seinem Bankberater und lacht. Als wir am Meer ankommen, hat er alles geregelt. Eine kleine, private Kampagne. Er wirkt jetzt ruhiger.

Er holt eine stullenbüchsen große Schachtel aus seiner Tasche und öffnet sie vorsichtig. Sie ist mit verschiedenfarbi-

Scheidungen, Steuerbetrag, Autounfälle, Trinkgewohnheiten.

„Ich hoffe, dass mein Kandidat ehrlich ist, denn die Gegner finden alles. Es gibt Leute, die wir dafür anheuern. Sehr gute Leute mit dicken Brillen und schlechter Haut. Wir wussten zum Beispiel, dass diese Frauengeschichten auf Arnold zukommen würden. Wir wussten nicht wann, aber dass es passiert, war klar. Wir haben das alles mit Arnold durchgesprochen. Er hatte eine Antwort. Wenn man keine Antworten auf solche schwierigen Fragen hat, sollte man nicht antreten“, sagt er.

Gorton lässt repräsentative Gruppen, so genannte Fokusgruppen, befragen, was sie von seinem Kandidaten und dessen Konkurrenten halten, die Diskussionen beobachtet er durch eine halb verspiegelte Wand. Die Leute schauen sich Videoaufzeichnungen seines Kandidaten und die seiner Konkurrenten an und zeichnen über Sensoren auf, was sie von dessen Gesten, seiner Art zu reden, seiner Frisur halten. Mit diesen Ergebnissen fängt Gorton an, seinen Kandidaten zu modellieren, er füttert die Medien mit den leichtesten Imageveränderungen und überprüft an Umfragen, ob es funktioniert.

Es ist ein Handwerk, sagt Gorton. Er ist überzeugt davon, dass man es überall auf der Welt ausführen kann.

Gorton ging 1984 zum ersten Mal ins Ausland. Er arbeitete im Wahlkampfteam von Nicolás Barletta in Panama. Barletta war eine Marionette der US-Regierung, die eigentliche Macht im Lande hatte Manuel Noriega, Kommandeur der Nationalgarde. Gor-

Ein pensionierter Lehrer, den frisch erworbenen Vietcong-Helm auf dem Kopf, fragt nach Details der Tet-Offensive, nach dem Massaker der Partisanen an Zivilisten; ein anderer möchte die Zahl der Amerikaner wissen, die bei der Erstürmung des Kaiserpalastes umkamen, doch der Führer drängt weiter vorwärts, das Mittagessen wartet. »Ich würde Ihnen gern mehr erzählen, aber Sie haben zuwenig Zeit mitgebracht.«

Nach einem staunend genossenen urtypisch vietnamesischen Essen, dessen fünf Gänge ein Chemiker im Ruhestand jeweils mit dem Ruf »Rein in die Arbeitsfront!« begrüßt, beansprucht die Besichtigung der Kaisergräber die Kondition der Reisenden. Die tropische Nachmittags-hitze ist drückend genug, die schier unendlichen Treppen sind steil genug, doch zusätzlich lasten die Kilos des Equipments auf den Tapferen. Schweißgebadet, aber klaglos tragen sie ihr Sturmgepäck an die Bilderfront.

Erst mit beginnender Dunkelheit, nach einer Rückreise durch Palmenhaine, entlang knallgrünen Reisfeldern und dampfenden Wasserbüffelherden, erreicht der Buskonvoi wieder Da Nang. Die Urlauber, die das Land nun nicht mehr durch ihre Sucher betrachten können, gleiten durch eine düstere Stadtlandschaft voll betörender Anarchie, beleuchtet nur durch Tausende Petroleumlampen, flackernde Kerzen und vereinzelt Zimmerneon. Viele Wohnungen sind zur Straße hin offen oder durch Laken nur halb verhängt; ungeschützt und ungerührt wie Schauspieler auf der Bühne agieren die Bewohner vor den Fremden; sie essen am Tisch, dösen auf den Betten, nähen, plaudern oder waschen; die Wohlhabenden sitzen um einen Ventilator.

Der Blick in die exotischen Löcher läßt die Reisenden zum erstenmal an diesem Tag erkennen, in welcher fernen Fremde sie wirklich gelandet sind. Stumm vor Glück starren sie auf dieses Disneyland der Armseligkeit, während die Busse sie zurückbringen zu ihrem glitzernden Musikdampfer draußen am Kai. In den kühlen Kabinen empfängt sie das gedruckte Programm für den kommenden Tag auf See:

8.00 Uhr, die Yogafreunde treffen sich mit Marie-Louise auf dem Sportdeck. 10.00 Uhr, Gymnastik nach Musik mit Harry im Musiksalon. 10.30 Uhr, autosuggestive Entspannung im Musiksalon. 10.45 Uhr, großes Skatturnier in der Verandabar. 17 Uhr, versuchen Sie Ihr Glück beim Bingo im Musiksalon. 17.30 Uhr, Shuffleboard auf dem Sportdeck. 18 Uhr, Auslosung der russischen Tombola im Musiksalon.

Sanft wiegt die »Michail Scholochow« am folgenden Tag ihre Passagiere im Pool und in den Liegestühlen, so, als wolle sie ihnen helfen, den Vortag in Vietnam abzuschütteln oder auszukosten. Die einen preisen den Bayerischen Wald, »die Luft ist dort einfach klarer«, andere loben Vietnams guterhaltene Rückständigkeit, »China dagegen ist doch eine einzige Baustelle«. Von der folgenden Kreuzfahrt schwärmen die einen, »Sie müssen unbedingt für die nächste Tour ›Von Traum zu Traum« an Bord bleiben«, die anderen rühmen die Vietnamesin, »sie ist die schönste Frau der Welt, noch graziler als die Thailänderin«.

Im Fernsehraum begucken die Kameraleute kritisch die Kassetten vom gestrigen Drehtag und tauschen Regieanweisungen statt Eindrücke aus. Für sie zerfällt

Die erste solche Grundregel wäre, sich nichts daraus zu machen, es im Gegenteil für völlig normal zu halten, den Tatort einer Veranstaltung zu betreten und nicht die geringste Ahnung zu haben, was man daraus wird machen können, wie die Story ungefähr laufen könnte, die man in achtundvierzig Stunden zu Papier bringen müssen. Ein flaes Gefühl im Magen hat ohnehin jeder einigermaßen sensible Reporter mehrere Male während der Entstehung seines Stückes. Und wer schon vor Beginn seines Tages weiß, wie er ihn am Ende gefunden haben wird, der brauchte sich erst gar nicht die Mühe machen, aufzustehen. Eine der allerwichtigsten Tugenden des Reporters ist es also, sich beeindrucken, sich überraschen zu lassen.

Allerdings, das ist eine zweite Regel – darauf käme es schon an, daß der Reporter wenigstens am Ende seiner Bemühungen zu einem Urteil kommt, zu einem Schluß, und sich diesen auch zu formulieren traut. Nicht mit dem Holzhammer zu formulieren, ganz klar, weil schließlich nicht diejenige die beste Reportage ist, die mit einem starken Satzsatz endet, der zum Beispiel besagt, dies sei aber einmal ein besonders hirnrissiger Parteitag gewesen oder der historischste aller Staatsbesuche: Solche Erkenntnisse überlassen wir in der Regel lieber den Leitartiklern.

Aber auch eine Reportage, wenn sie Sinn haben soll, muß eine Botschaft vermitteln (und wenn es nur die ist, daß eine einfache Botschaft nicht möglich ist, weil zu viel Widersprüchliches passiert ist). Auch eine Reportage soll etwas klar machen, was freilich voraussetzt, daß dieses „etwas“ dem Reporter vorher schon selbst klar geworden ist. Ich bin mir jedenfalls ziemlich sicher, daß die Qualität einer Geschichte vor allem davon abhängt, ob genau das dem Reporter gelungen ist: Sich selbst deutlich gemacht zu haben, wie er diesen oder jenen Vorgang einschätzt, und diese Einschätzung dann auch wiederzugeben.

Ich betone das Wort „ich“ nicht deshalb so besonders, weil ich mich und meine Einschätzung für so wichtig hielte, sondern weil Einschätzungen eben eine höchst subjektive Sache sind. Einen Parteitag zum Beispiel kann man auf tausenderlei Weise sehen und erleben: Man kann sich auf ein paar Protagonisten konzentrieren und ihre rhetorische Tagesform zum Beispiel; man kann zu beschreiben versuchen, wie die politische Diskussion unter den Delegierten verlaufen ist, wenn es überhaupt eine gegeben hat (und man nicht zufällig bei einem CSU-Parteitag war); man könnte die heimliche Regie der Parteitagsmanager für besonders wichtig halten und sie kontrastieren mit dem Ritual, das der Öffentlichkeit beweisen soll, wie geschlossen und machtvoll der Wille der Partei ist.

Wie immer man sich entscheidet, es wird ein sehr persönlicher Blickwinkel sein, aus dem heraus eine solche Geschichte geschrieben wird, es wird zwangsläufig eine sehr subjektive Reportage sein, die dabei herauskommt: Und genau das muß sie auch sein, wenn sie interessant sein soll. Eine genormte Allerweltsreportage, die so ausschaut, wie die aller anderen Zeitungen auch, langweilt den Autor so sehr wie den Leser. Im übrigen sind *erkennbar* subjektive Reportagen natürlich auch viel ehrlicher als solche, die so tun, als würden sie von ganz oben, mit dem Auge des Weltgeistes sozusagen, die reine objektive Wahrheit ermitteln und wiedergeben. Wenn nun mal der Weltgeist persönlich nicht zur Feder greift, ist es schon sinnvoller, dies auch gar nicht erst vorzugeben. Wer da schreibt – und das soll auch durch die höchstpersönlichen Stilmittel des jeweiligen Autors klar werden – das ist eben nur der Reporter Riehl-Heyse: Aber wenn der sich Mühe gibt, ist das ja vielleicht auch schon was.

TRIFF Deinen AUTOR



Anna Quindlen* hat auch einen Pulitzer Preis. Sie hat mal gesagt: "Reporter, das ist genauso eine Diagnose, wie eine Job-Beschreibung." Das trifft nicht auf jeden von uns zu, aber...



...was ist mit deinem Drang?

*Autorin, frühere New York Times Kolumnistin und Mitarbeiterin der Newsweek.

Ja, es ist so. Ich kann Sachen einfach nicht verarbeiten, bis ich über sie berichtet habe. Verstehst Du, was ich meine?

Nicht wirklich...



Als die Twin Towers einstürzten, lag mein Büro in der Nachbarschaft von Ground Zero. Wir mussten raus.

Eine Woche lang konnte ich nicht auf Sendung...



„Ich konnte niemandem über's Radio erzählen, was passiert war. Ich konnte nichts erklären. Und so konnte ich selbst nichts verstehen. Mein Kopf ist fast explodiert.“



Als meine Mutter gestorben ist...



...habe ich es dokumentiert.

Das hat mir geholfen.

